

Sie liegen an den Grenzen . . .

Sie liegen an den Grenzen, Die fernern lodern grell, Sie sehn die Erde lenzen, O Blut, wie rinntst du schnell!

Sie ducken in den Gräben, Die Herzen hämmern hart, Es saugt der Grund das Leben Durchzürnter Gegenwart.

Die Fluren, aufgespalten, Von grauen Furchen wund, Der Herzen Schlaggewalten Verschmilzt ein enger Bund.

Das Blut in vollen Spuren Sprengt seine Adern fast, Der Quell, den viele Fluren Geschlürft in wilder Hast!

Die Adern und die Hecker Durchschwilt der gleiche Drang; Kühn ahnt der Lenz, der Weckers Die sichere Saat gelang!

Sie liegen an den Grenzen, Der Tod ist ihr Oseff, Sie sehn die Erde glänzen, Doch drüben lodert's grell.

Sie kauern in den Auen: All Land ist grün bestickt! Sehnflüchtig schweift ihr Schauen, Sinnt Frieden und erschrickt.

franz Diederich.

Das amerikanische Hilfswerk in Belgien.

Großes Hauptquartier, den 12. April.

Während vor drei bis vier Monaten in Brüssel sich noch alles mit dem Emaillierbildnis des Bürgermeisters Rary schmückte, sind heute die Wände und Ausbänge voll von Bildern des amerikanischen Präsidenten, und das star gepangeld-Banner der Union droht der schwarzgelbrotten Fahne Belgiens ernüchternde Konkurrenz zu machen.

Die „Commission for Relief in Belgium“ (Hilfskommission in Belgien), die seit Anfang November das Land mit Lebensmitteln versorgt, ist keine rein amerikanische, sondern eine englisch-amerikanische Gesellschaft.

Der es doch eine amerikanische Zeitung, der „New York Herald“, der offen erklärte, daß dieses Hilfswerk zu stark politischen und nicht weniger als neutralen Zwecken mißbraucht worden ist. Worin dieser Mißbrauch bestanden hat, gehört nicht hierher, Tatsache ist, daß nach einer Verfügung des deutschen Generalgouverneurs diejenigen Unterstüßungsschiffe, die auf der Rückfahrt von Rotterdam nach Amerika britische Häfen anlaufen, auf freies Geleise von seitens Deutschlands keinen Anspruch mehr haben.

Im einen Ueberbild über die ganze in sich großzügige Aktion der Ernährung Belgiens zu gewinnen, muß man sich klar machen, daß dieses Land 7 425 000 Einwohner zählte. Von diesen sind etwa 8 Proz. geflohen, so daß 7 Millionen Menschen zu ernähren bleiben. Wenn man auf jeden 300 Gramm Mehl pro Tag rechnet,

so erfordert das 2000 Tonnen Getreide pro Tag oder 60 000 bis 65 000 Tonnen im Monat.

Um diese Mengen herbeizuschaffen und zu verteilen, gabelte sich die ganze Aktion zunächst in zwei Abteilungen. Die eine, die sogenannte „Commission for Relief in Belgium“ machte sich den Ankauf und den Transport der Waren zur Aufgabe. Die andere, das sogenannte „Comité Nationale de Secourt et d'Alimentation“ (Nationalkomitee für Hilfe und Ernährung) besorgte den Verkauf und die richtige Verteilung im Innern Belgiens.

Oben stammen nun zunächst die Geldmittel, aus denen die Waren (außer Getreide natürlich Erbsen, Bohnen, Fleisch, Kartoffeln usw.) angeschafft werden? Diese Geldmittel oder auch der Wert der einzuführenden Waren sind natürlich riesengroß. Zunächst mußte festgestellt werden, wieviel Belgier sich heute noch selber erhalten können, wieviele also die aus Amerika zu beziehenden Waren selber bezahlen können und wieviele nicht. Unter diesen letzteren befanden sich zunächst alle diejenigen, die schon heute die „Soupe Communale“, das heißt die Gemeindefuppe, gratis beziehen. Das sind 250 000 allein in Brüssel, also ein Drittel der Bevölkerung.

In Geld standen der Kommission folgende Summen zur Verfügung: die englische Regierung beteiligte sich bei der Gründung mit einer Schenkung von 2 Millionen Mark, die belgische Regierung und belgische Privatleute ebenfalls mit 2 Millionen Mark.

Aus den englischen Kolonien Australiens gingen 2,8 Millionen Mark ein; dazu kamen kleinere und größere Beträge von anderen englischen Kolonien, aus Schottland, Spanien und Italien. Alles zusammen ergab 10 1/2 Millionen Mark. Dazu traten aus Amerika und Kanada riesige Gratislieferungen an Getreide, die sich nach dem englischen Bericht des Komitees auf 23 1/2 Millionen Mark beliefen. Bis Ende März haben also Amerika, England und die übrigen Länder der alten und neuen Welt rund 34 Millionen Mark in bar oder Naturalien an Belgien abgegeben.

Der wichtigere Teil ist die Beschaffung von Lebensmitteln gegen Entgelt. Das Komitee hat auch in dieser Richtung mit riesigen Summen gearbeitet. Es hat im ganzen für 62 Millionen Mark Lebensmittel aufgekauft (fast ganz in Amerika). Die Verfrachtung von Amerika nach Europa kostete allein 17 1/2 Millionen Mark, für sonstige Verfrachtung wurden in London und New York zusammen noch 8 Millionen Mark bezahlt. Im ganzen weist das Ausgabeconto des Komitees die Summe von 100 Millionen Mark auf. Das Einnahmeconto basiert zunächst auf einem von belgischen Banken und von der belgischen Regierung vorgeschossenen Stammkapital in Höhe von 32 Millionen Mark. Dazu kommen jene 10 Millionen, die England durch Amerika gratis in bar gab. 30 Millionen hat die Kommission durch den Verkauf von Lebensmitteln und 8 Millionen in Gestalt von Verdienst zugunsten des Gratisunterstützungsfonds eingenommen.

Studiert man die Zahlen der aufgekauften, nach Belgien verfrachteten Waren näher, so ergibt sich, daß im Dezember 20 000 Tonnen, im Dezember 60 000, im Januar 123 000, im Februar 190 000 und im März 250 000 Tonnen verfrachtet wurden. Von den 250 000 Tonnen im März gingen 100 000 Tonnen auf Weizen, 85 000 Tonnen auf Weizenmehl, 10 000 auf Reis, ebensoviel auf Hülsenfrüchte, 2000 Tonnen auf Fleisch und Speck, 20 000 Tonnen auf Mais, 3000 Tonnen auf Kartoffeln, 11 000 Tonnen auf sonstige Lebensmittel und 2000 Tonnen auf Kleber usw. Die Tatsache, daß auf diese Weise genügend Weizen ins Land kommt, der von der deutschen Regierung nicht beschlagnahmt wird, erklärt, warum der deutsche Bürger, der heute nach Belgien kommt, dort in den Gasthäusern das schönste Friedensweizenbrot vorgesetzt erhält.

Die Kontrolle darüber, daß die eingeführten Waren in die richtigen Hände kommen, übt ein Schwarm von jungen Amerikanern aus, der über das ganze Land verteilt ist. Die Waren kommen unter amerikanischer Flagge an. Von hier werden sie auf Bahnen teils die Schelde hinauf nach Antwerpen, teils (für die

östlichen Provinzen Belgiens) die Maas hinauf nach Lüttich geschafft. Hier erfolgt die Verteilung, über deren finanzielle Regelung noch einiges zu sagen ist.

Die Wohlhabenden bezahlen, wie erwähnt, das Brot, das im Auftrage des Komitees von den Bäckereien (auch den Genossenschaftsbäckereien) gebacken wird, zu einem mittleren Preise. Die Unbemittelten haben durch die Gemeindebehörden einen Ausweis über den Grad ihrer Bedürftigkeit beizubringen, auf den hin sie dann an der jeden Morgen und jeden Abend stattfindenden Verteilung von Suppe und Brot teilnehmen. Diese Unbemittelten sind nun wieder in zwei Kategorien geteilt. Die erste bezahlt gar nichts. Die zweite bezahlt ein Drittel. Da jede Portion zu 15 Centimes (12 Pf.) gerechnet wird, bekommt das Komitee für die Portionen der Halbbemittelten je 5 Centimes. Diese Art der Verteilung ist für Stadt- und Landgemeinden ungefähr dieselbe. Dabei wird den ärmeren Gemeinden vom Komitee noch ein gewisser Zuschuß geleistet, für dessen spätere Rückzahlung sie jedoch haften. Die Gemeinden sind nämlich angehalten, für jeden gänzlich Unbemittelten ein Drittel seiner Portion zu zahlen, so daß das Komitee in keinem Fall mehr als 10 Centimes für die Portion trägt.

Wie man sieht, sind die Ausgaben des Komitees ganz gewaltig, und alle Schenkungen reichen nicht aus, die Not zu lindern. Auch nachdem das Rockefeller-Institut in Amerika und die belgische Regierung sich entschlossen haben, monatliche Zuschüsse (die belgische Regierung in der Höhe von 10 Millionen Franken) zu leisten, wird ein dauernder Erfolg doch erst von der ökonomischen Stärkung der Bewohner selber zu erwarten sein. Anstatt Schenkungen muß Arbeitsgelegenheit geboten werden. Das weiß auch das Komitee. Und daher bemüht es sich auch in dieser Richtung zu helfen. Das ist bei den Fabriken, die ohne die nötigen Rohstoffe sind, schwer hingegen beginnen die übrigen Industrien sich Leiste zu heben. In den Seidenfabriken von Tubize, den Brauereien, den Kohlenbergwerken, der Spinnindustrie — überall wird verdruckt, aus dem Stadium der unheimlichen Ruhe, in der dieses Land schlief, herauszukommen und Leben und damit Lohn für die notleidende Bevölkerung zu schaffen.

Das sind in großen Zügen die Grundlinien des amerikanischen Hilfswerkes für Belgien. Man soll dieses Werk nicht kritisch prüfen. Aber man wird es anerkennen als großzügig und tatkräftig — als ein Werk, das schon heute der Geschichte dieses Weltkrieges angehört.

Dr. Adolf Koehler, Kriegsberichterstatter.

Maßnahmen gegen Brotwucher in früheren Zeiten.

Unsere Vorfahren verstanden es besser als das heute lebende Geschlecht, das Publikum vor Ueberschneidung durch die Lebensmittelproduzenten zu schützen. In früheren Jahrhunderten hatte man amtlich festgesetzte Marktpreise für die gebräuchlichsten Lebensmittel. Besonders Wert legte man auf die Festsetzung der Brotpreise. Sie wurden so geregelt, daß der Brotpreis immer in einem gerechten Verhältnis zu den jeweiligen Getreidepreisen stand und eine Ueberschneidung der Konsumenten durch die Bäcker ausgeschlossen war. Das war in der gegenwärtigen Zeit der fabelhaften Lebensmittelpreise vergebens fordern: Die Festsetzung von Höchstpreisen für unser tägliches Brot, das war im Mittelalter und noch bis weit in die neuere Zeit hinein in der meisten deutschen Städten verwirklicht. Damals galten nicht nur bei Krieg und Feuerung, sondern zu jeder Zeit gesetzliche Vorschriften, die die Brotpreise regelten. Die älteste bekannte Vorschrift dieser Art findet sich im Augsburger Stadtrecht von 1278. Danach wurden die Brotpreise in folgender Weise bestimmt: Alljährlich, wenn Getreide der neuen Ernte zu haben war, trat eine aus zwei Bürgern und zwei Wädern bestehende Kommission zusammen. Sie kaufte einen Scheffel Weizen und einen Scheffel Roggen, je zur Hälfte von bester und von geringerer Qualität. Das Geld für den Einkauf hatte der städtische Münzmeister vorzuschießen. Das Getreide wurde vermahlen und unter Aufsicht der Kommission verbuden. Probekuchen nannte man diese Verriehung. Nach dem Brotpgewicht das aus der angegebenen Getreidemenge gewonnen war, berechnete die Kommission den Brotpreis, der nach ihrem Vorschlage von einer Antiperson, dem Burggrafen, festgesetzt wurde und damit für die Bäcker bindend war. Wenn das Probebrot verkauft war, bekam der Münzmeister das vorgestreckte Geld zurück. — Der in der angegebenen Weise festgesetzte Brotpreis, allgemein als Brottag bezeichnet, galt bis zur nächsten Ernte mit der Maßgabe, daß er innerhalb seiner Gültigkeitsdauer, den Schwankungen der Getreidepreise entsprechend, herauf- und herabgesetzt werden konnte.

1) Vom Weg meiner Jugend.

Von Clara Siebig*)

Wer hätte in seiner Jugend nicht Dramen verbrochen, Dramen und Gedichte? Wir alle — ob Jüngling, ob Mädchen. Ich auch. Aber ein glücklicher Stern hat mich vor Eltern bewahrt, die in mir ein Talent, eine besondere Begabung sahen. Damals freilich mag's mich nicht schmerzt haben — ich weiß es jetzt nicht mehr genau — aber mir ist, als hätte ich, zähneknirschend, die Faust im Saad, heiße Tränen vergossen, als mein Vater bei der großartigsten Stelle eines Dramas, das ich in der Rechenstunde unterm Bult, während der Lehrer sich verzweifelt mühte, uns in die Geheimnisse der Algebra einzuweißen, niedergeschrieben hatte, trocken sagte: „Bau, da liegt er!“

O, dieses „Bau, da liegt er!“ Ich habe es nie vergessen. In alten Marquishöfen meines großen Bruders, die er zu einer Maskerade getragen hatte, wie ich den edlen Räuber, der das Fräulein aus dem Grafenschloß raubt, es wahrhaftig liebt, wahnsinnig wiedergeliebt wird, sich aber, als ihm die alte Zigeunermutter der Bande entdeckt, daß auch er ein geraubtes Grafenkind sei, und zwar gerade dieses Fräuleins Bruder, ohne Befinnen das Messer in die Brust stößt. Mit einem dumpf gegurgelten: „So leb' denn wohl!“ stürzt er vornüber zu den Füßen der Angebeteten zusammen. Alle Glieder schlug ich mir beim jähem Fall, meine Nase berührte unsanft die Stiefelchen des holden Fräuleins, aber hätte sich auch meine Stirn an der Diele zerquetschert, ich hätte keinen Schmerz gefühlt; nur dieses „Bau!“ das ging mir durchs Herz wie ein wahrhaftiger Dolchstoß. Ich vermochte es nicht zu lassen, daß jemand so etwas sagen konnte, wo mir's doch so heiliger Ernst war.

Und doch, Du guter Vater, was schulde ich Dir nicht

alles an Dank! Mit einer einzigen Bemerkung hast Du mich aus vertieften Höhen heruntergeführt zur Wirklichkeit; die dünkte mir damals zwar platt, alltäglich, trivial, ganz und gar unpoetisch, und barg doch so viel wahre, echte Poesie unter ihrem schlichten Kleid. Man muß nur die richtigen Augen haben.

Alter Schwamenmarkt in Düsseldorf, eintöniges Biered, um das eintönige Häuer stehen, alle sich gleich, alle gleich hellgetüncht, alle gleich hoch, alle mit drei Fenstern neben der Haustür und im Stockwerk darüber mit vieren, verzeih! Damals sah ich noch nicht, daß unter Deinen Linden, die an verschwiegenen Sommerabenden mit ihren breiten Schatten folgende Wägede und ihre Schätze decken, die Poesie der rheinischen Stadt lustwandelt. Damals wußte ich noch nicht, daß übers gleichmäßige Häuerfarree ebensoviele Sonnenglanz und Mondsträume ausgegossen sind, ebensoviel der Entzündungen, der Wunder dahingehen, wie über eine Faubertwelt.

Heinrich Heines Stadt — was wußte ich damals von Heinrich Heine! In der Schule hatte ich nichts von ihm gehört.

Aber es kam ein Tag, da fand die Zwölfjährige unter den Büchern der Mutter, die im guten Zimmer auf einer an der Wand hängenden kleinen Etage standen, ein Buch, das war rot wie Blut, mit Passionsblumengerank auf dem Deckel und mit einem weißleidenen Bändchen als Befestigung. Und die Halbwichsige schlug's Büchlein auf und steckte neugierig die Nase hinein; was Interessantes? O ja, etwas Interessantes; weit mehr als das! Sie vergaß, daß sie abstauben sollte, vergaß die so und so vielmals herum, die ihr die Mutter am Stridstrumpf aufgegeben hatte, vergaß das Klavierrißen und die französische Uebersetzung. Gott sei Dank, daß so selten jemand in die gute Stube kam!

Auf dem Tritt unterm Fenster kauerte ich, die langen Beine hochgezogen, die Hände um die Arnie geschlungen; und auf diesen mageren Kinderknien lag das rote Buch. Ich las und las. Wie warmes, lebendiges Blut quoll es auf von dem roten Büchlein — es stieg mir zu Kopf, es quoll mir zu Herzen, jetzt stand mein Herz fast still vor Qual, jetzt hörte es wieder hoch empor vor Seligkeit. O, dieses „Buch der Lieder“ war etwas anderes, als die Gedichte, die man in der Schule lernt! Was waren selbst Schillers Taucher, Freiligraths Blumenrache und Chamisso's Löwenbraut hiergegen? Hier war etwas ganz Neues, nie Gefanntes, nie Gefühltes, nicht einmal Geahntes! Das lebendige Leben mit seinen Freuden und seinem Weh, mit seinem Lieben und seinem

Saffen klopfte bei mir an. Ueber die unberührte Seele stürzten die Empfindungen; die wand und krümmte sich unter der gewaltig einbrechenden Flut, fast wäre sie gern wieder losgekommen — es war ja manches so traurig, so schrecklich — aber, was war das doch so schön! Die Augen mußten lesen, lesen, wenn auch Tränen den Blick verdunkelten.

„Clara! Das klang wie die Posaune des Gerichts. „Clara, wo bist Du?“

Zitternd fuhr die Rissetäterin auf beim Ruf der Mutter, zitternd stellte sie's Büchlein an seinen Platz. Ja, das war keine passende Lektüre für ein Schulmädchen, das fühlte sie wohl — still, nur still, daß die Mutter nichts davon merkte!

Ich erinnere mich noch sehr genau, wie mir an jenem Abend zumute war, als ich, das heimlich entwundene „Buch der Lieder“ in der Tasche, mein Stübchen aufsuchte. Wanger und doch seliger kam keinem Mädchen zumute sein, das sich mit dem Geliebten das erste nächtliche Stelldichlein gibt. So selig-bang war mir. Ich las im Bett beim Schein eines miserablen Lichtstimpfchens wieder und wieder diese Liebesgedichte, die auf die Jugend aller Zeiten einen so unbeschreiblichen Eindruck machen werden, eben weil sie selber so unbeschreiblich jung sind.

Wie im Traum ging ich die nächsten Tage umher, bloß, mit einem verwirrten Nadeln. „Was hat die Clara?“ fragte mein Vater. Ja, das sagte sie nicht! Sie hatte etwas ganz Besonderes, das trug sie in sich wie einen verborgenen Schatz. Anstatt gleich nach der Schule heimzugehen, rannte ich jetzt in die Straße der Altstadt, wo Heinrich Heine einst geboren worden war, stellte mich da auf und gaffte die alten Siebelshäuser an: welches von den vielen war es? Noch zeigte keine Tafel den Namen „Heinrich Heine“, aber was tats, die ganze alte Straße, die Luft, der Boden war voll von ihm. Ich sehe den Rhein fließen vorbei am alten Schloß, darin der Schelm von Bergen den Reigen mit der schönen Fürstin schlingt — ich sehe die Stadt wie ein Rebellbild am Ufer des Stroms mit ihren Türmen emporsteigen — ich höre die Glocken der Jesuitenkirche da hinten dröhnen und hallen, — Gebete murmeln, Wallfahrtslieder erklingen, sie ziehen aus nach Siebelaer, die Mutter und der Sohn mit in der Prozession — ich höre das Hindchen bellern und suche das Führerhäuschen, darin die Kinder Verstecken im Stroh spielen — dieses alles sehe, höre, fühle, erlebe ich. Ja, hier ist ein Dichter gegangen, und ich darf ihm nachgehen mit schüchternem Tritte! —

(Fortf. folgt.)

*) Von „Aurichners Bücherstab“ ist jetzt der 1000. Band erschienen. Dieser Jubiläumband vereinigt unter dem Titel „Aus dem Jugendland“ Jugenderinnerungen von Ludwig Fulda, Karl Mosner, Adolf Wilbrandt, Ida von Es, Hedwig Dohm und Clara Siebig. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes von „Aurichners Bücherstab“ im Jahre 1896 sind bis zum heutigen Tage nahezu 100 Millionen Bände dieser Sammlung verkauft worden. Wir geben die Erinnerungen der Siebig wieder.

Rechnliche Verordnungen wie die Augsburger bestanden in fast allen Städten Deutschlands. Verschieden war die Zusammenfassung der Kommisionen, die die Brottage festzusetzen hatten. Diese wurde nicht immer für ein ganzes Jahr bestimmt, sondern mit Rücksicht auf die Schwankungen des Getreidepreises in manchen Städten vierteljährlich, in anderen monatlich und wieder in anderen jede Woche aufs neue geprüft und nach Bedarf geändert. Man begnügte sich nicht mit der Festsetzung der Brottage, sondern die Bäcker wurden auch dauernd daraufhin kontrolliert, ob sie die Tage innehielten. Die Ausführung der Kontrolle war die Aufgabe der aus der Bürgererschaft ernannten Brotmeister oder Brotwäger. In manchen Städten waren besondere Beamte für diese Funktion angestellt. In Köln war der Bürgermeister in eigener Person verpflichtet, bei den Bäckern das Brot zweimal in der Woche nachzuwiegen. Andere Stadtverwaltungen hatten eine öffentliche Brotwaage aufgestellt, wo die Bäcker monatlich einmal ihre Ware amtlich nachzuwiegen lassen mußten. Die Brotkontrolle erstreckte sich übrigens nicht nur auf das Gewicht, sondern auch auf die Güte des Brotes. Natürlich wurden die Bäcker, welche man dabei ertappte, daß sie das Publikum durch zu leichte oder schlechte Ware betrogen, ohne Rücksicht in Strafe genommen.

So machte man es in früheren Jahrhunderten, um das Volk vor Brotwucher zu schützen. Doch nicht immer konnte die gute Absicht vollständig verwirklicht werden. Trotz Brottage und Strafandrohung gab es zu allen Zeiten gewinnstüchtige Bäcker, die es verstanden, das Publikum zu überbieten, bis ihnen die Behörden das Handwerk legten. Einen Fall dieser Art berichtet die Chronik der Stadt Nürnberg aus dem Jahre 1615. Damals war das Getreide gut geerntet und stand niedrig im Preise. Aber die Bäcker suchten den Preis noch weiter zu drücken und gaben trotzdem ein zu geringes Brotgewicht. Dadurch haben die Bäcker, wie die Chronik sagt, die Bürger samt den Bauern, die das Getreide zu Markt gebracht, nach ihrem Gefallen gepreßt und ausgezogen, worüber große Klagen entstanden. Infolgedessen landete der Rat in einer Nacht acht Stadtschlichter aus, die in alle Bäckereihäuser unversehens einbrachen, von jedem Bäcker zwei Brote, insgesamt 300 Brote, mitnahmen, die dann amtlich gewogen und ohne Ausnahme zu leicht befunden wurden. Die Bäcker mußten dies Vergehen gegen die Brottage mit Geldstrafen büßen, die sich insgesamt auf mehrere hundert Gulden beliefen.

Die Verhängung von Geldstrafen, meistens in Verbindung mit Konfiskation der zu leichten Brote zugunsten der Armen und der Wohlthätigkeitsanstalten war die mildeste Form der Verurteilung betrügerischer Bäcker. Sie griff auch erst in der späteren, mehr human gerichteten Zeit allgemein Platz. Im Mittelalter hatte man für Verstöße gegen die Brottage viel härtere, oft sogar recht erhebende Strafen. Damals waren Geldstrafen nur in den leichtesten Fällen üblich. Im Wiederholungsfall wurden unbedingt Freiheitsstrafen verhängt. Außerdem finden wir die im Mittelalter weitverbreitete Strafe des Prangerstehens häufig gegen eigenstüchtige Bäcker angewandt. In Jitta hatte man für straffällige Bäcker eine eigenartige Art des Prangerstehens erdacht. Der verurteilte Bäcker mußte seine als zu leicht befundene Ware im „Schaufach“ — einer lediglich diesem Zweck dienenden offenen Hufe — feilhalten, wobei er ebenso wie der am Pranger Stehende dem Hohn und Spott des Publikums ausgesetzt war. — Der Schnellgalgen, auch Schuppe genannt, war ein Strafmittel, das bis in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen brotwuchernde Bäcker angewandt wurde. Man legte den verurteilten Bäcker in einen großen Korb, den man an einem Galgen aufhängte. Dieser Galgen stand auf einem öffentlichen Platz am Rande eines schmutzigen Timpels, über dessen Wasserfläche der wagerechte Balken des Galgens weit hinausragte. Da baumelte also der Korb mit dem Bäcker über dem Schmutzwasser zum Gaudium der umstehenden Menge, die mit der Verhöhnung des Verurteilten nicht sorgte. Dieser durfte sich durch einen Sprung aus dem Korb ins schlammige Wasser aus seiner unangenehmen Lage befreien. Wenn er damit zu lange zögerte, dann ließ ihn der Wächter mit einer Stange hinunter. So bildete ein Bad in der Schmutzpfütze auf jeden Fall den Abschluß des Strafvolles.

Diese entehrende Art der Verurteilung hatte einmal ein furchtbares Nachspiel. Ein Bäcker in Jitta, an dem im Jahre 1280 die Strafe des Schnellgalgens vollzogen wurde und der dabei längere Zeit unter dem Hohn und Spott der Zuschauer zu leiden hatte, rächte sich für diesen Schimpf dadurch, daß er in einer stürmischen Nacht sein Haus in Brand steckte. Während der Brandstifter entfloß, legte die Feuersbrunst einen großen Teil der Stadt in Asche. In späterer Zeit hat man ja mildere Strafen gegen Uebertretungen der Brottage angewandt. Manchmal hatte der Strafvolzug einen humoristischen Beigeschmack. So wurde beispielsweise ein Bäcker in Frankfurt a. M., der das Brot durch Beimischung von Sand verfälscht hatte, eingesperrt und mußte im Gefängnis das von ihm verfälschte Brot selbst essen. Man wird zugeben müssen, daß diese Strafen für Lebensmittelverfälscher durchaus angemessen sind. Es wäre gar nicht so übel, wenn zum Beispiel Landwirte, die heute zu hohen Preisen Kartoffeln auf den Markt bringen, die in normalen Zeiten als Viehfutter kaum gut genug sind, verurteilt werden könnten, einige Zentner solcher Kartoffeln selbst zu verzehren.

Feldpostbriefe.

Unser Mainzer Parteiblatt bringt folgenden Feldpostbrief eines organisierten Mainzer Zimmerers:

... Die Vorstellungen, die ich mir vom Krieg gemacht, sind von der Wirklichkeit weit übertroffen worden. Als wir bei Jüterburg die Bahn verließen, sahen wir schon etwas von den Verwüstungen durch die Russen. Unser erstes Quartier war ein verlassenes Gut; die Wege dahin waren sehr schlecht.

In Piltallen und Stallupönen haben die Russen schrecklich gehaust, dort ist alles niedergebrannt und ausgeraubt. Diesen Bewohnern zuliebe ist man gern bereit, alles einzusehen. Dort ist niemand verschont geblieben. Wir folgten dauernd den fliehenden Russen. Die Straße lang ist rechts und links von Leichen besät. Wir sind immer vorn, um die Wege für die folgenden Truppen zu ebnen; auf den Wegen ist es furchtbar schwer, unsere Brückenwagen fortzubringen, immer bis an die Achsen im Schnee, dabei ein jährender Sturm! Aber das eiserne Ruch bringt uns vorwärts. Wir haben es noch gut; wir fahren — aber unsere armen Kameraden mit dem Tornister! Wer da nicht mitkommt, bleibt liegen. Auf russischem Boden sind die Wege noch schlechter, die Quartiere einfach entsetzlich. Daß Menschen so leben können, habe ich nicht für möglich gehalten! Alles Analphabeten, die Ausbeutung ist groß. Mehrmals sahen wir die Russen fest, ihre Artillerie funkt fest, aber ohne Erfolg, sie müssen weichen. Es ist doch sonderbar, wenn ringsum und über einem die Granaten und Schrapnellts krepierten. Von morgens bis spät abends auf dem Marsche keine Ruhe und immer die Kälte. Unsere Kompagnie hat schon ziemlich Verluste. Nach der Schlacht am Bohr ging unsere Division in Ruhe auf St. ... wir sind hier in diesem kleinen Nest. Alle Dörfer zwischen den Festungen Lompsa und Ostrowiec mußten geräumt werden, die Straßen sind von Flüchtlingen besetzt. Ein furchtbares Elend. Wegen Verrat sind schon verschiedene ins Jenseits befördert worden. Alle Häuser werden abgejagt nach telephonischen Verbindungen. Viele Keller befinden sich auf den Feldern. Alles ist vergraben, was wir brauchen, wird genommen. Mein Quartier habe ich ja schon beschrieben. Aborte sind hier unbekannt, die Einrichtungen, wir haben welche angelegt. Der erste Schritt zu höherer Kultur! Die Verpflegung ist jetzt gut, da wir vom Proviantamt alles bekommen — nur Jucker fehlt. Zurzeit machen wir nur Wache, und sonst wird den ganzen Tag gearbeitet. Wild gibt es sehr viel hier. Es ist furchtbar langweilig. Gestern erhielt ich die ersten Briefe und Zeitungen — es war wie eine Erlösung!

Ringsum donnern die Geschütze auf den Festungen. In zwei Wochen ist nun schon Ostern. Hier ist vom

Frühling noch nichts zu merken, dauernd Regen, der Schlamm auf der Straße geht über die Knöchel. Du kannst Dir nicht denken, wie man aussieht. Heute glitt ich aus und fiel in den Schlamm; alles muß am Körper trocknen, es ist ein wunderbares Gefühl! Im Quartier ist kein Fußboden, daher auch alles naß. Stiefel und Kleider habe ich noch nicht ausgezogen. Ein Kamerad rasiert uns, das einzige, was uns an Kultur erinnert. Aber Humor haben wir noch alle, insbesondere jetzt, da wieder einmal Nachricht aus der Heimat kam. Also schreibt recht oft! ...

Genosse G. schreibt aus Russisch-Polen:

Hierher Freund! Hier geht es schrecklich zu, Tag und Nacht donnern die Geschütze. Bei einem nächtlichen Brückenschlag wurden wir heftig von Artillerie beschossen, aber ohne Erfolg. Es ist aber doch ein verdammtes Gefühl, wenn in der Nähe die Schrapnellts plophen. Wir liegen seit zwei Tagen untätig in einem elenden Quartier — 40 Mann und eine Familie in einem Raume von 5-6 Meter. Die Kleider habe ich noch nicht vom Leibe bekommen. Die Pferde fressen und bald auf; man verkommt vor Schmutz und Kälte. ...

Theater.

Konrad Dreher im Lustspielhaus. Unter allen gastierenden Bühnenkünstlern von gangbarem Ruf, die wir kennen, ist Konrad Dreher gewiß einer der sympathischsten. Seit Jahren pflegt er Berlin aufzusuchen. Und der Kreis derer, die seine Kunst lieben und schätzen, ist wahrlich nicht klein. In ihm verkörpert sich süddeutsches Volk und Wesen in unerfälschter Art. Als Mensch wie als Schauspieler empfängt er all seine Könnerschaft vom Grunde seiner oberbayerischen Heimat. Immer gab er sich schlicht und ehrlich. In dieser Hinsicht blieb er trotz aller Lockungen unwandelbar. Aber wie er aus einem naturwüchsigen Komiker, der er doch in Jugendjahren war und der nur auf der Bühne zu erscheinen brauchte, um die Zuschauer in ihrer schmerzhaften Erleichterung zu versetzen, zu einem starken, tiefen Menschenbildner wurde: das ist die intimste seiner Wandlungen. Der Bierbrauer-Kommerzienrat Matthias Gollinger in dem gleichnamigen Lustspiel von Ulmenthal-Vernstein könnte gar nicht einen Deut echter sein, als wie wir ihn nun bei Dreher vor uns haben. Ja, diese reproduktive Könnerschaft ist so eindringlich, daß wir darüber beinahe vergessen könnten, daß Gollinger ein Altmainländer Typus ist und daß der Kontrast des gegenseitigen Mißverständnisses zwischen Nord und Süd noch vor bald zwanzig Jahren, aus dem damals die tragikomische Handlung des Lustspiels gewonnen wurde, heute nur mehr als legendär erachtet werden muß. Kurz: ein köstlich Vergnügen bereitet Dreher den zahlreichen Verehrern seiner Kunst. Man lacht wieder einmal so recht von Herzen.

Kleines Feuilleton.

Wilde Gemüse.

Heinrich Heine, der in seiner „Harzreise“ die Pflanzen einteilt in solche, die man essen kann und solche, die man nicht essen kann, hätte es sich schwerlich träumen lassen, daß diese Einteilung einmal alle wissenschaftlichen Pflanzensysteme schlagen würde, wie es gegenwärtig, von einem gewissen Standpunkt aus, der Fall ist. Man freut sich des neuertwachenden Frühlingssprosses, aber man greift noch lieber nach einem Blumenkohlkopf, wenn man erwachenden kann, und fast in jedem Blide, der eine Pflanze streift, liegt die stumme Frage: bist du essbar?

In einem kleinen Heftchen „Wilde Gemüse“ (Verlag von Karl Peters in Magdeburg) hat Richard Winkel eine Uebersicht der verbreitetsten, als Gemüse verwendbaren Gewächse unserer Heimat gegeben. Winkel ist Maler, Kupferstecher und Lehrer an der Magdeburger Kunstgewerbeschule, und zwar ein Lehrer, der sein Amt versteht, wie seine in das Heft eingestreuten Abbildungen zeigen. Brennnesseln, Löwenzahn, Fieglensch, Schafgarbe, Sauerampfer usw. sind hier mit kräftigen Strichen in ihres Lebens Reifeblüte, d. h. mit ihren genießbaren Jungsprossen, so trefflicher hingestellt, daß es eine Freude ist; selbst ein „Pflanzenblinder“ kann hiernach jeden Nertum vermeiden. Einige der von Winkel aufgeführten Pflanzen haben wir schon erwähnt; das Heftchen enthält aber noch eine ganze Reihe anderer Gewächse, deren Erkennbarkeit in weiteren Kreisen wenig oder gar nicht bekannt ist. Die meisten dieser Pflanzen sind auch bei Berlin und in der Mark auf Wiesen, Ledland, Wampflagen, Wegrändern, unter Hecken und Gebüsch, in Laubkolonien usw. häufig. Winkel gibt auch Winke über die Zubereitung, die er im besonderen aber der Hausfrau überläßt. Bei dem geringen Preise von 10 Pf. und angesichts der einfachen und doch sehr geschmackvollen Ausstattung des Heftes ist ihm auch aus ästhetischen Gründen eine weit Verbreitung zu wünschen. Der Verfasser scheint der Mann zu sein, der mit seinem Reichenlist noch sehr viel zur Popularisierung der Lebewesen unserer Heimat zu tun vermöchte.

Hier sei auch eines Flugblattes „Rotgemüse oder Kriegsgemüse“ gedacht, das als Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft vom Botanischen Garten in Berlin-Dahlem zu erhalten ist. Es enthält keine Abbildungen, ist aber als Ergänzung zu dem besprochenen Heft gut verwendbar.

Bücher mit Farbennamen.

Weißbuch und Blaubuch, Rotbuch und Gelbbuch — seit dem Kriegsausbruch wimmelt es noch mehr als früher von diesen Büchernamen, die von Farben hergeleitet sind. Woher die diplomatischen Veröffentlichungen ihren Namen haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden: sie haben sich nach der Farbe der Umschläge genannt, die in dergleichen Fällen üblich geworden sind. England ist mit seinen „Blaubüchern“ vorangegangen, und die anderen Mächte haben sich dann unter den übrigen Farben ausgelacht, was ihnen gefiel. In Frankreich, wo die Bezeichnung „Gelbbuch“ seit 1852 eingeführt wurde, ist sie nicht ganz ohne bedenkenlichen Nebenbegriff, indem auch gewisse Veröffentlichungen einer unappetitlichen Literaturgattung dort als „Gelbbücher“ bezeichnet zu werden pflegen. Nun ist aber die Benennung von Büchern nach Farben in der Geschichte des Buches überhaupt nichts Neues, sondern, wie die Zeitschrift für Bücherfreunde in einem Beitrage über diesen Gegenstand bemerkt, schon aus den Tagen des Mittelalters her bekannt. Der älteste Fall, wo ein Buch auf einen Farbennamen getauft worden ist, ist wohl der des „Goldenen Buches“ der Republik Venedig, das ein Verzeichnis der zur Teilnahme an der Regierung berechtigten Adelsgeschlechter enthielt. Nach diesem Vorbilde heißen ja noch bis zum heutigen Tage solche Bücher von Städten, Anstalten und Gesellschaften „goldene“ die dazu bestimmt sind, Eintragungen von Ehrengästen, Ehrengaben usw. aufzunehmen; und in freier Nachahmung hat im jüngsten Jahrzehnte ein unternehmender Verleger eine ganze Reihe von „goldenen Büchern“ veröffentlicht, die das Wissenswerte und Beste aus den verschiedensten Zweigen menschlicher Forschung und Bildung zusammenfassen sollten.

Necht verbreitet ist im Mittelalter die Bezeichnung „Das rote Buch“ gewesen; bereits im Jahre 1862 hat Jesse in Rudolstadt eine ganze Liste von solchen „roten Büchern“ zusammengestellt. Rot war die Farbe des Blutbanns, und es wurden daher vielfach solche Bücher nach dieser Farbe benannt, die zu Eintragungen bestimmt waren, die mit dem Blutbanne zusammenhängen. In neuester Zeit ist rot dann als die Farbe der Revolution und des Sozialismus beliebt geworden, und es gibt eine ganze Reihe von „roten Büchern“, die durch ihre Farbe von vornherein ihre Bestimmung bekennen. Jedes hat sich die Sätze, Bücher nach Farben zu benennen, nicht auf die Politik und die Verwaltung allein beschränkt, sondern ist auch in der schönen Literatur anzutreffen.

Da liegt ihr Ursprung im 18. Jahrhundert, und zwar in jenen literarischen Spielereien, deren Reihe wohl Coraccioli im Jahre 1759 mit seinem „Livro vert“ (grünen Buche) eröffnet hat. Das gefiel, und dem „grünen Buche“ folgte eine Reihe von Modebüchern, die die ganze Scala der Modefarben durchliefen. Diese Mode hat sich dann bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten; es sind da noch „braune Erzählungen“ erschienen, an denen selbst ein Balzac sich beteiligt hat, und von dem französischen Vorbilde hat A. v. Sternberg den Titel seiner 1850 zu Bremen erschienenen „Braunen Märchen“ entlehnt. Es versteht sich, daß in all diesen Fällen der Umschlag die dem Titel entsprechende Farbe aufzuweisen pflegte. Etwas anderer Natur ist der Titel der „Contes bleus“, von denen es eine ganze Literatur gibt. Unter diesen „blauen Geschichten“ versteht man nämlich die Räuberhistorien und Ammenmärchen, die übrigens im 18. Jahrhundert vielfach auch in bläulichem Umschlag zu erscheinen pflegten. Es steht wohl zu vermuten, daß diese Bezeichnung inhaltlich verwandt ist mit der der „blauen Blume“, die wir ja in Deutschland zu brauchen pflegen.

Der Handel mit wilden Tieren in Kriegszeiten.

„Baviane stehen hoch im Preise, Alligatoren sind knapp; jeder, der einen iasmanischen Wardenbären, einen Seelöwen oder selbst so gewöhnliche Tiere wie einen Polarbären oder ein Rabellawein sein eigen nennen will, muß mindestens das Doppelte wie vor zwölf Monaten zahlen.“ Diese traurigen Eröffnungen machte einem Berichterstatter der berühmteste Menageriebesitzer Englands John Hamlyn. Und wer ist daran schuld? Natürlich die Deutschen. „Alles das kommt von diesem teutonischen Ehrgeiz, der alles an sich reißt und auch für den Handel mit wilden Tieren ein richtiges Monopol erlangt hat.“ Während die englische Hausfrau über die steigenden Preise von Butter und Eiern jammert und angibt die Kohlen- und Holzsteuerung beobachtet, hat diese Leetierung noch in ganz anderer unerwarteter Weise um sich gegriffen. Obwohl England sich ein Weltreich nennt, in dem die meisten Tierarten der Erdschauna leben, ist die Zufuhr von lebenden Bären und Kobben, von Stinktieren und Affen, von bunten Papageien und Riesenschilkröten, kurz von all dem, was ein richtiger zoologischer Garten braucht, außerordentlich eingeschränkt und droht zu versiegen. „Es ist schon so weit“, klagte Hamlyn, „daß man wilde Tiere bald überhaupt nicht mehr bekommt, und alles das nur, weil Deutschland diesen Handel mit Viehschlag befehligt hat, weil es sich um internationalen Warenlager und Sammelstätte aller wilden Tiere für ganz Europa gemacht hat und wir in England Tiere, die es nur im englischen Reich gibt, doch allein über Deutschland bekommen können. Deutschland hat einen Vorteil in seiner geographischen Lage, der es befähigt, die öffentlichen zoologischen Gärten und die Privatmenagerien von Rußland, Italien, Desterreich, Frankreich und anderer europäischer Länder viel leichter zu versorgen, als wir es können. Die deutschen Banken unterstützten diesen Handel mit wilden Tieren durch ihre finanzielle Hilfe. So kam es, daß der deutsche Händler nach Indien, Afrika und in alle unsere Kolonien gehen konnte und britisch geborene wilde Tiere zu Hunderten kaufte und verkaufte, während sie bei uns höchstens zu Dutzenden bestellt werden. Die ganze Industrie, selbst die englische, kam zum größten Teil in die Hände des Feindes. Amerika ist so ein besonders guter Kunde Deutschlands geworden. Es kaufte häufig im Laufe eines Jahres durch deutsche Händler 3000 bis 4000 britische Affen, und mit anderen wilden Tieren verhielt es sich ähnlich. Die amerikanischen Händler finden gar nichts dabei, für 100 000 R. deutsche Kanarienvögel zu besitzen, obwohl wir in Norwidge ebenso gute haben. Aber jetzt ist die beste Gelegenheit, diesen Handelzweig zu einem englischen zu machen, denn es ist wirklich jammertoll, daß die englischen Gebiete voll der schönsten und teuersten Tiere sind und Hamburg und Berlin den Gewinn davon haben.“

Wann entstanden die Interpunktionen?

Die Interpunktionen, die die Sätze trennen und beenden und dadurch die Uebersicht über das Geschriebene vereinfachen, sollen zuerst von Aristophanes angewandt worden sein. Das von ihm erfundene System wurde aber nicht sonderlich bekannt und es geriet bald wieder völlig in Vergessenheit. Hunderttausend Jahre dauerte es, bis wiederum ein derartiger Versuch angelegt wurde. Es war zur Zeit Karls des Großen, als auf Anregung der Sprachgelehrten Barnefried und Aluin Interpunktionszeichen in die Schrift eingeführt wurden. Aber auch diese Zeichen kamen wieder ab. Das gegenwärtig in allen modernen Sprachen mit nur geringen Abweichungen voneinander gebräuchliche Interpunktionssystem wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch einen venezianischen Buchdrucker namens Aldus Manutius eingeführt. Er ist der eigentliche Vater unserer Interpunktionszeichen, des Bunktes, des Kommas, des Semikolons, des Doppelpunktes, des Frage- und Ausrufezeichens, des Apostrophs und der Anführungszeichen. Das System des Manutius wurde später von anderen Buchdruckern übernommen, bis es sich schließlich in ganz Europa eingebürgerte.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Kleinen Theater findet die Erstaufführung von Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefer Bedeutung“ erst am Freitag statt, um das Zusammentreffen zweier Premieren zu vermeiden.

— Vorträge. „Eine märkliche Wanderung durch die Ruppiner Schweiz.“ Von Wustrau (Pieten) über Ruppiner nach Rheinsberg (Friedrich II.) lautet das Thema des Vortrages, den Kurt Voemisch am Mittwoch, den 21. April, abends 8 Uhr, im großen Hörsaal der Treptow-Sternwarte unter Vorführung von 100 farbigen Lichtbildern halten wird.

— Die Vorstellung für die „Dreyer-Kunst-Hilfe“ im Thalia-Theater findet am 24. April statt. Der bunte Teil wird u. a. Szenen und Gesangsstücke unter dem Gesamttitel „Operetten-Erinnerungen“ bringen.

— Das Germanische Museum in Nürnberg, unsere bedeutendste Sammlung für Kultur- und Kunstgeschichte, ist von einem Nürnberger Bürger zum Erben seines über eine Million Mark betragenden Vermögens eingesetzt worden.

— Die erste Pariser Uraufführung im Krieg. Während dieser Winter in Berlin und überall an den deutschen Theatern eine Reihe von Uraufführungen gezeitigt hat, erschien den Pariser das Theaterleben erst vor wenigen Tagen so geblüht, daß sie es mit einer Premiere versuchen konnten. Ein Lustspiel von Sacha Guitry „Die Eiserne Hand“ wurde in den Bouffes Parisiens aufgeführt. Während sich alle Welt mit nichts anderem als Deeren und Schlochten beschäftigt, während man beständig von der Regeneration des französischen Lebens, von der Befestigung aller Frivolität und Unmoral durch den Krieg redet, brachte hier ein Spötter die gleichen Töne zu Gehör, die die Melodie des französischen Theaterlebens seit langem beherrschen. Und siehe da, die, die am lautesten die Abkehr von dem bisherigen Treiben gepredigt hatten, sie lauteten eifrig dem alten Rattenfänger und tanzten beglückt nach seiner Pfeife.

— Ein Serum gegen Gonorrhoe hat der schwedische Arzt Dr. Neensterna hergestelt und in Stockholmer Hospitälern erprobt. Das neue Serum, das von Hegen gewonnen wird, soll in den meisten Fällen die Heilung herbeiführen haben.

— Der Tod Domenico Gnolis. Im Alter von 77 Jahren ist Rom ein geschätzter Schriftsteller und Kunstsammler, Graf Domenico Gnoli, an Lungenerkrankung gestorben. Gnoli hat mehrere Bände Gedichte veröffentlicht, von denen ihm aber keiner den Ruhm eintrug, wie ein Wändchen, „Fra Terra ed Atri“, das er unter dem Pseudonym Giulio Rimini veröffentlichte. Den wahren Wert gewahrte das Publikum erst, als seine Reugier angeflammt wurde. Gnoli war ein gründlicher Kenner deutschen Wesens und hat sich in dieser schweren Zeit als ein vornehmer und mutiger Verteidiger der Neutralität bewährt, für welche Haltung ihm alle Deutschen Dank schulden.